
DOI 10.1515/bgsl-2015-0013

Mirjam Burkard: *Sangspruchdichter unter sich*. Namentliche Erwähnungen in den Sprüchen des 12., 13. und 14. Jahrhunderts, Heidelberg: Winter 2012, 368 S.

Die vorliegende Dissertation ist unabhängig von, aber fast zeitgleich mit der Anthologie ›Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts‹¹ erschienen, deren V. Abschnitt den Titel ›Sänger unter sich‹ trägt. Von den 23 Sängern, die die Verfasserin behandelt, finden sich dort zehn aufgenommen.² Es scheint also ein aktuelles Forschungsinteresse zu sein, das wechselseitige Verhalten oder die Beziehungen der Autoren untereinander in den Blick zu nehmen. Die Verfasserin untersucht ›[n]amentliche Erwähnungen als Form von Intertextualität‹ (Kap. 1), sie analysiert diese ›namentlichen Erwähnungen in den Sangsprüchen‹ (Kap. 2) alphabetisch von Boppe bis Wizlav und wertet sie dann systematisch aus (Kap. 3). Den Anhang bilden Graphiken wie die zur ›Zeitliche[n] Einordnung der Sangspruchdichter‹ (S. 322) sowie eine ›Übersicht über namentlich zitierende und zitierte Sangspruchdichter‹ (S. 323).³

Die Texte, die inzwischen in verschiedenen Ausgaben vorliegen, werden normalisiert und mit kritischem Apparat dargeboten. Dabei werden metrische Glättungsversuche der früheren Herausgeber zugunsten der handschriftlichen Überlieferung rückgängig gemacht. Alle Texte sind übersetzt bzw. mit Paraphrasen versehen, die das Verständnis der oft schwierigen Strophen erschließen.

Nun sind Namen als Zugriffe auf poetische Texte schon länger im Blick der Literaturwissenschaft, und die Verfasserin nennt sie auch. Noch unbelastet von der Textlinguistik ist die Dissertation Wilfried Wittstrucks⁴, dem es zwar letztlich um das

1 Theodor Nolte u. Volker Schupp (Hgg.): *Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts*, Stuttgart 2011 (RUB 18733).

2 In beiden Publikationen hätten noch mehr ausgewählt werden können.

3 Volker Schupp: *Deutsche politische Lyrik des 13. Jahrhunderts*, Habil. Freiburg 1970, S. 62 und Anm. 6. Das alles geschieht unter der methodischen Prämisse der Intertextualität. Es ist ja eine alte mediävistische Versuchung anzunehmen, dass die modernen literaturtheoretischen Begriffe aus den alten Texten neue Aspekte herauszulocken vermögen. Dass diese so ganz unbekannt nicht waren, kann man daran sehen, dass auch der Rezensent unter dem hinsichtlich dieses Aspekts älteren und ungenaueren Begriff ›Interaktion‹ ein ähnliches Schema erstellt hat, das die gegenseitigen positiven und negativen Erwähnungen der Spruchdichter des 13. Jahrhunderts zusammentrug, um sie als interdependente Gruppe zu konstituieren und von den Minnesängern und erzählenden Autoren zu trennen.

4 Wilfried Wittstruck: *Der dichterische Namengebrauch in der deutschen Lyrik des Spätmittelalters*, München 1987 (Münstersche Mittelalter-Schriften 61).

Prof. Dr. Dr. h. c. Volker Schupp: Universität Freiburg, Deutsches Seminar, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg, E-Mail: volker.schupp@germanistik.uni-freiburg.de

Werk Oswalds von Wolkenstein geht – ein für Namenforscher reiches Feld –, der aber auch Gesetzmäßigkeiten und allgemeine Strukturen im Namengebrauch der übrigen lyrischen Textsorten untersucht. Ihm verdankt Burkard eine ganze Reihe von Gesichtspunkten, die dann in ihren intertextuellen Abhandlungen wiederaufgenommen und weitergeführt werden. Das gilt etwa für die Stellung der Namen im Text, die von den Autoren gattungsbestimmt bevorzugt werden, wie die Anfangs- und Endstellung. Wo und in welcher Form der Name in der Strophe steht, erfährt man mit den weiteren Namensveränderungen dann in der Analyse. Der von Wolfgang G. Müller geprägte Begriff der »onomastischen Intertextualität«⁵ beruht hier auf der »Annahme, dass der namentlich erwähnte Sangspruchdichter [...] stellvertretend für sein Werk und seine *kunst* steht« (S. 33). So einleuchtend sich das zunächst ausnimmt, müssen hier doch Bedenken angemeldet werden, denn Müller geht es um fiktionale Namen, und auf sie bezieht sich der von Burkard zitierte Satz: Namentliche Erwähnungen »gehören zu den wichtigsten Mitteln, [...] Beziehungen herzustellen« (ebd.). Die Verfasserin hat das den ganzen Ansatz charakterisierende Wort »interfigural[]«⁶ im letzten Satz von Müllers Aufsatz eliminiert. Wenn man weiß, dass es Müller um schon existierende fiktionale Figuren geht, die in anderen fiktionalen Texten wieder erscheinen, so kann man das kaum mit demselben Terminus bezeichnen.⁷ Das eine ist ein literarisches, eben intertextuelles Verfahren, das andere eine Banalität. Auch die Namen der Sangspruchdichter haben einen identifizierenden Charakter, gleichgültig, ob er ein Künstler- oder Herkunftsname ist. Wenn man untersucht, ob er in einem Text am Anfang, am Schluss oder in der Mitte steht, ist das dann intertextuell? Diese Frage ist erst wieder relevant, wenn man wissen möchte, ob Strophen mit Herkunftsnamen anders sind als solche mit Künstlernamen.

Nachdem die literaturtheoretische Begriffsbildung Julia Kristevas die Mediävistik erreicht hat, ist es wohl nicht möglich, ihr zu entgehen. Aus den sich auf Kristeva beziehenden Theorieansätzen hat sich Burkard drei ausgewählt, nämlich den von Genette⁸, von Broich/Pfister⁹ sowie von Bloom¹⁰. Alle drei Werke haben

5 Wolfgang G. Müller: Namen als intertextuelle Elemente, in: *Poetica* 23 (1991), S. 139–165, hier S. 165.

6 Ebd.

7 Vgl. ebd., S. 146.

8 Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt 1993.

9 Ulrich Broich u. Manfred Pfister: *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen 1985.

10 Harold Bloom: *Einfluss-Angst. Eine Theorie der Dichtung*, aus dem amerikanischen Englisch von Angelika Schweikhart, Basel u. Frankfurt 1995.

eine transparente Begrifflichkeit, die die Verfasserin zu Beginn erläuternd wieder gibt, bevor sie sie anwendet, ohne deren unterschiedliche Ziele zu teilen.¹¹

Um die Reichweite und Praktikabilität des Begriffsapparates zu testen, sei die erste Interpretation Burkards intensiver nachvollzogen, als dies bei den folgenden möglich ist. Es handelt sich bei ihr um Boppes Bitte um das Seelenheil Konrads von Würzburg (Kap. 2.1; S. 38–48).

›A Text‹ – Der Text ist durch die Ausgabe von Alex soweit gesichert, dass ›B‹, die ›Paraphrase‹, in diesem Fall nicht so wichtig ist. Allenfalls hätte ein Hinweis auf das ersparte pronominale Subjekt in V. 16 gegeben werden können.

Alle Untersuchungen sind gleichmäßig nach C.1–3 aufgebaut: Name, Intertextualität, Kategorisierung.

›C.1 Position der namentlichen Erwähnung‹: Die Verfasserin beschreibt, dass der Vollname *Kuonrâd* mit dem Toponym *Wirzeburc* am Ende des letzten Verses in den Reim eingebunden ist. Das hat Boppe sehr schön hingekriegt, könnte man sagen, auch wenn man nicht bezweifeln mag, dass er unter Reimzwang das auch anders hätte machen können. Immerhin musste er den Namen hinter den Herkunftsamen stellen. Des Weiteren hebt Burkard einen »gelenkten Namengebrauch auf paronymer Ebene« (S. 40, Anm. 135) hervor, indem Wörter aus dem Lexemverband wie *wirde* – *werde* – *wert* als intertextuelle Signale (zu *Würz*-burg) gesehen werden. Das mag man akzeptieren oder nicht. Vielleicht könnte eine Übersicht über die Verwendungsweisen des Stadtnamens die Plausibilität in der einen oder anderen Richtung erhöhen. Zwei namentliche Erwähnungen rahmen also den Spruch ein: die Gottes im ersten und die Konrads im letzten Vers.

›C.2 Funktionen der namentlichen Erwähnung‹: Hier geht es um die Behandlung zweier Wörter, die nach dem Boppe-Kommentar von Alex nur an dieser Stelle vorkommen und in Anlehnung an Konrad gebildet wurden (vgl. S. 42 f.). Es handelt sich um *wolzungic* und *wolklungic* nach *hochklunge* in der ›Goldenen Schmiede‹ und einem weiteren Spruch. Damit liegen also zwei Prätexte vor.

Da die Nennung des Dichters einen transparenten Marker darstellt, kann die Intertextualität nach Broich/Pfister beschrieben werden, und zwar anhand der Selektivität und der Dialogizität. Für die Selektivität ist die namentliche Erwähnung Konrads von sehr hoher Intensität, »da die Nennung ein expliziter und prägnanter Verweis auf den Dichter ist. Bezüglich der Dialogizität ist der angeführte Name allerdings von [...] geringer Intensität, da Boppe sich [...] nicht kritisch mit dem Werk Konrads von Würzburg auseinandersetzt [...].

¹¹ Es sind von Genette sechs mit griechischen und lateinischen Präfixen bewehrte Begriffe wie ›Trans-‹, ›Inter-‹, ›Para-‹, ›Meta-‹, ›Hyper-‹ und ›Architextualität‹. Dazu kommen von Broich/Pfister sechs Begriffe wie: ›Referentialität‹, ›Kommunikativität‹, ›Autoreflexivität‹, ›Strukturalität‹, ›Selektivität‹ und ›Dialogizität‹. Sie sind durch quantitative und qualitative Relationen bestimmt und weisen Markierungen durch Einzeltext- und Systemreferenz auf. Bloom schließlich hat eine Sechserreihe griechischer Begriffe, die erst in der Übersetzung und seiner Deutung benutzbar sind. Sie werden von der Verfasserin auch nur »unterstützend und verdeutlichend« (S. 19) eingesetzt. Wer die Interpretationen flüssig lesen möchte, hat sich die Bedeutung dieser Wörter soweit einzuprägen, dass er nicht jedes Mal nachschlagen muss.

Die Skalierung des Wortes *wolkungic*, dessen intertextuelle Markierung als schwach beschrieben werden kann, erfährt hinsichtlich der Referentialität eine hohe Intensität, da es sich um [...] die Hervorhebung des Wortes aus dem Prätext in dem Hypertext [handelt]. In Bezug auf die Strukturalität kann festgehalten werden, dass das zitathafte *wolkungic* von geringerer Intensität ist, da dem Spruch Boppes thematisch gesehen weder die ›Goldene Schmiede‹ noch der [...] Sangspruch Konrads von Würzburg als strukturelle Folie dienen. [...] Geringe Intensität ist ebenfalls in Bezug auf die Dialogizität zu verzeichnen, wenn Boppe das Wort aus dem Prätext semantisch und ideologisch kaum verändert« (S. 43). Die Intensität der intertextuellen Verweise ist also unterschiedlich stark ausgeprägt.

Was hilft uns das alles? Zusammenfassend kann also vor allem nur ein Schwanken der Skalierungen festgestellt werden. Aber Boppe statuiert Konrad als vorbildhaft und sucht »die innere Einstellung des Rezipienten« (S. 44) auch dahin zu lenken. Von der Didaktik war bisher noch nicht die Rede, nur von der Episteme.

Einen Gesamteindruck hat man nach einer solchen Auffaserung nicht, und wenn sie etwas anders ausgefallen wäre, hätte sich an der Beurteilung kaum etwas ändern können. Die Lektüre ist mühsam und man kann nur von Glück sagen, dass Bloom und Genette hier keine weitere Rolle spielen.

›C.3 Kategorisierung des Sangspruchs‹: Im Allgemeinen setzt sich Burkard in Kap. C.3 mit den Ergebnissen der früheren Forschung von Moser, Tervooren u. a. auseinander. Dabei geht es um die Bezeichnungen. Die Verfasserin hat Recht, wenn sie den Spruch Boppes nicht der Totenklage zuordnet. Er ist auch kein (frommer) Nachruf. Hinsichtlich der Intentionen könne der Spruch nicht eindeutig zugeordnet werden. Es gibt eine »Primärintention« (S. 47) und eine untergeordnete Deutung, die persönlich-existentiell zu sehen ist. Hingegen fällt dem Rezensenten auf, dass offenbar weder Burkard noch sonst jemand der angeführten Autoren die Hypertextualität (nach Genette) oder die Strukturalität (nach Broich/Pfister) bemerkt hat. Freilich muss man dabei auf den Hinweis durch den Namen Konrad verzichten. Der Spruch Reinmars von Zweter gegen Kaiser Friedrich II.¹² beginnt mit dem Namen Gottes in der ersten Zeile und endet mit dem von *Stoufen Vriderîche* in der letzten. Dazwischen stehen in priamelartiger Aneinanderreihung Lobpreisungen Gottes. Im Gegensatz zu Boppe, bei dem im Leben Jesu Auferstehung, Höllenfahrt und Menschwerdung durcheinandergehen, sind die Schöpfungstatsachen bei Reinmar korrekt geordnet. Es gibt sogar Übereinstimmungen beider in der endlosen Zeit, der Ewigkeit, oder wenn Reinmar von der menschlichen Gestalt (*wæte*) Christi spricht und Boppe von dem einen *kleit* der Dreifaltigkeit. Beide Texte äußern Bitten an Gott, haben also Gebetsform, intentional mag freilich der eine dichterisch-religiös, der andere politisch aufzufassen sein. Ist das eine intensivere, eben kritische Dialogizität? Der Spruch Boppes kann jedenfalls im Sinne Genettes als Transformation des früheren Spruches von Reinmar angesehen und im Sinne der Strukturalität nach Broich/Pfister als intensiv markiert werden. Im Sinne Blooms könnte er auch *cum grano salis* formal als Clinamen¹³ bezeichnet werden. Der spätere Spruch wäre eine absichtliche Veränderung des ersten. Beide beginnen auf dieselbe Weise, aber der Bitte an Gott, dem Staufer zu widerstehen, entspricht jetzt die, Konrad trotz seiner Sünden in Gnaden aufzunehmen.

¹² Vgl. Nolte/Schupp [Anm. 1], S. 40, IIa, 6 = Roethe 143.

¹³ Vgl. Bloom [Anm. 9], S. 21–42.

Es muss allerdings nicht so gewesen sein, eher könnten beide aus der zugrundeliegenden Gebetshaltung unabhängig voreinander entstammen (~ Architextualität Genettes). Jedenfalls hilft der Rekurs auf literaturtheoretische, intertextualistische Arbeitsweisen, die Augen zu öffnen. Der Fall legt nahe, dass die onomastische Intertextualität nicht die sichere Wünschelrute ist, Prätexte aufzufinden, sondern auch den Blickwinkel einschränkt.

Als Gegenstück soll noch der Spruch ›*Der Mîssenær hât sanges hort in sînes herzen schrîne*‹ des hier gepriesenen Konrad selber behandelt werden, der sich (polemisch) mit dem Meißner beschäftigt (Kap. 2.9; S. 133–144). Dass er nur mit diesem Namen genannt wird, spielt keine große Rolle, denn jeder der Sänger und Zuhörer weiß offenbar, wer gemeint ist. Vorbildlich ist hier die Interpretation der allgemein als ironisch-spöttisch angesehenen Strophe. Der ganze Komplex der Erwähnungen des ›Herzog Ernst‹, des ›Tristan‹, des ›Trojanerkriegs‹ und des ›Eckenliedes‹ wird offenbar erstmals präzise entwirrt. Das geschieht auf traditionelle Weise, freilich mit dem Untersuchungssystem im Hinterkopf. So wird in Anm. 482 extra darauf hingewiesen, dass der ›Tristan‹ als intertextueller Hinweis auf den ›Trojanerkrieg‹, nicht aber auf diese Strophe angesehen werden kann. Das Ergebnis ist durchaus überzeugend. Aber hat Konrad den Faden in der Weise geschlungen, wie Burkard ihn aufgelöst hat? Die Zeichnung im Anhang (S. 351) etwa als Momentaufnahme der literarischen Kompetenz des Autors ist hier sehr eindrücklich. Ob die Tatsache, dass der Meißner *bî Rîne* (V. 3) tätig war, intertextuell oder lediglich faktisch, dann im Sinne eines entgrenzten Kontextes zu beurteilen wäre, sei dahingestellt.¹⁴

Schwierig wird wieder die Anwendung der intertextuellen Kriterien, wobei Genette nur bei den Namen des Meißners und des Riesen Ecke verwendet wird (S. 139). Intensiver ist die Heranziehung von Broich/Pfister, getrennt nach den inhaltlichen Komponenten. Der Metatext tendiert wieder zur Unverständlichkeit, wenn etwa die »namentliche Erwähnung hinsichtlich der Referentialität aufgrund des *use* und der Strukturalität wenig intertextuelle Intensität aufweist« (S. 140).¹⁵ Gemeint ist wohl, dass alle den Sänger gewöhnlich Meißner nennen, die Verwendung der bestimmten Form also nicht weiter auffallend ist.

Vers 5: *in fuorten über lebermer der wilden grîfen zwêne*. Da wir wissen, dass der ›Herzog Ernst‹ gemeint ist, muss »die Referentialität hoch eingestuft« (ebd.) werden. Weil aber kein konkretes Zitat vorliegt, kann das Kriterium der Strukturalität keine Anwendung finden; aufgrund der Anspielung ist eine geringe Intensität hinsichtlich der Selektivität zu bemerken. »Die Dialogizität betreffend kann man ebenso wenig intertextuelle Intensität wahrnehmen, da der Spruch keine wertenden Verweise auf den ›Herzog Ernst‹ gibt« (ebd.). Das

¹⁴ Vgl. Der Marnier, hg. v. Philipp Strauch, Straßburg [u. a.] 1876 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker 14), XI,2.

¹⁵ Das hat wenig mit der sonstigen Präferenz der Verfasserin für Fremdwörter zu tun, sondern kann nur von Linguisten verstanden werden, die freilich diese Arbeit kaum lesen dürften. Vgl. die Unterscheidung von *use* und *mention* bzw. *refer to*, wozu Pfister ([Anm. 9], S. 26) auf John Lyons: *Semantics*, Bd. I, Cambridge [u. a.] 1977, S. 5–10, verweisen muss.

alles gehört zum 5. Vers. »[D]ie Dichte des Sangspruch[e]s [des] Konrad von Würzburg hinsichtlich der quantitativen Kriterien« (ebd.) ist gering, trotz der namentlichen Erwähnung und zwei (externen) Texten.

Die Problematik in der Anwendung dieser Kriterien besteht darin, dass sie sich auf einzelne Komponenten beziehen, bei denen sie sich dann noch unterscheiden, wobei die Unterscheidung immer in einer intensiveren oder weniger intensiven Intertextualität oder in anderen Fällen in einer größeren oder geringen Anzahl von Quantitäten besteht. Ein Gesamteindruck stellt sich so kaum ein. Er resultiert aus der vorangegangenen Interpretation und (weniger, aber auch) in der folgenden ›Kategorisierung des Sangspruchs‹ (C. 3), vor allem in der Diskussion der vorangegangenen Versuche. Die Aussagen der intertextuellen Kriterien, soweit sie im Komplex herangezogen werden, sind zu atomistisch, als dass sie sich zusammenfügen könnten. Da sie aber den Raum, die Aufmerksamkeit und das Gedächtnis des Lesers erfordern, drängen sie sich in den Vordergrund. Es werden dann nicht die Aussagen der Texte nach der Intertextualität beurteilt, sondern die schwierigen variablen Kriterien mit mhd. Versen konfrontiert. Dass diese Strophe auf den Meißner ironisch und damit polemisch ist, wurde nicht durch intertextuelle Termini dargelegt, sondern war schon vorher bekannt, spielte aber methodisch keine Rolle.

Bei der systematischen Auswertung der namentlichen Erwähnungen sollen die Ergebnisse der 23 Einzelinterpretationen zusammengefasst, systematisch ausgewertet und interpretiert werden. Dazu werden noch sinnvollerweise die Selbstnennungen der Sänger herangezogen, die *sensu stricto* mit Intertextualität wenig zu tun haben, aber bei der Interpretation helfen könnten. Die ermittelten Ergebnisse, in welchem Vers der Strophe bzw. des Auf- oder Abgesangs ein Name oder Namensteil steht, können nur verdeutlicht und quantifiziert werden. Das musste sicher einmal versucht werden, es bleibt aber, so ist jedenfalls der Eindruck des Rezensenten, müßig, weil sie weitgehend ungeplant sind. So hätte vielleicht die zusätzliche Tabelle auf S. 365 genügt. Dass sich nur drei Typen auch noch unterschiedlicher Gemeinsamkeiten ergeben haben (S. 289), der Rest aber sich einer solchen Festlegung entzieht, spricht für eine Beliebigkeit in der Namenverwendung, die von allem möglichen Unwägbareren bestimmt sein kann. Es mag ja sein, dass es unangebracht war, seinen Namen im ersten Vers zu nennen, das tut jedenfalls keiner der Untersuchten, er hätte sonst auch gleich *Ich* sagen müssen, wie es Walther oftmals tut.

Bei der Deutung der Selbstnennung hält sich die Verfasserin an das Überkommene. In den zweimaligen Selbstnennungen bei Walther, während sich Wizlav mehr zurücknimmt, findet sie das »gesteigerte [...] Selbstbewusstsein« (S. 285) des Vogelweiders bestätigt. Möglicherweise hat sie Recht, und die Tendenz von Aussagen, wie etwa in der *Volcnant*-Strophe, und Namensnennun-

gen sind anthropologische Konstanten. Aber es wäre gerade bei dieser Sängergemeinschaft schon zu überlegen, ob der Gebrauch des eigenen Namens, der ja zur Rolle gehört, nicht eine Einschätzung dokumentiert, die der Betreffende gern gehabt, vielleicht durch sein Lied erreicht oder zu verteidigen gesucht hätte.

Erst in Kap. 3.2 (S. 290–295) wird der Benutzer des Buches endlich darauf aufmerksam gemacht, was ihn schon lange irritiert hat und was der Rezensent zu bemängeln gehabt hätte: Die Terminologie ist uneinheitlich. Das ist auch kein Wunder, wenn drei Theoretiker aus unterschiedlichen Literaturen herangezogen werden. Bei Genette spielt das keine größere Rolle, ihn hält man ohnehin für wandel- und dehnbar, auch führt er in ›Palimpeste‹ noch zusätzliche Kriterien ein. Die Theorie nach Broich/Pfister bezeichnet Burkard als »diffizil, als [...] die qualitativen Kriterien nicht immer bestimmt werden konnten« (S. 291). Das aber ist ein Manko dieser Arbeit, dass sie die Kriterien, die eigentlich defizient für sie sind, penibel genau anwendet, und dadurch zu vagen Aussagen kommt. Wenn Intensität nicht weiter bestimmbar ist, so hätte der Ausweg vielleicht in der weiteren Umschreibung des Sachverhaltes bestanden. Das hätte freilich vom Gebrauch der Terminologie weggeführt, die aber keinen Gesamteindruck erbringt und die Darstellung in manchen Passagen fast unlesbar macht. Wahrscheinlich bringt das Studium der Intertextualität in alten Texten nur zusammen mit einer Kontextualisierung verwendbare Ergebnisse.¹⁶

Der Versuch, Intertextualitätstheorien auf Namensnennungen anzuwenden, musste einmal riskiert werden. Jetzt weiß man, wie weit er führt. Es ist dabei auch kein Buch zum Lesen entstanden, sondern eines, in dem man die entsprechenden Sangsprüche nachschlagen kann. Als solches wird es durchaus seinen Nutzen behalten. Die Zeichnungen im Anhang können in der Lehre sehr hilfreich sein.

DOI 10.1515/bgsl-2015-0032

Franziska Wenzel: *Meisterschaft im Prozess*. Der Lange Ton Frauenlobs – Texte und Studien. Mit einem Beitrag zu vormoderner Textualität und Autorschaft, Berlin: Akademie-Verlag 2012, 590 S. (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 10)

Heinrich von Meißen, genannt ›Frauenlob‹, ist mit seinen Liedern, Leichs und Sangsprüchen zweifelsohne einer der größten und faszinierendsten deutschspra-

¹⁶ Vgl. Theodor Nolte: Ulrich von Singenberg als Sangspruchdichter und Walther-Parodist, in: Rainer Hillebrand (Hg.): *Erbauendes Spiel – Unendliche Spur*. Festschrift für Zoltán Szendi zum 60. Geburtstag im Februar 2010, Wien 2010 (Pécsér Studien zur Germanistik 4), S. 31–43.